

ZEIT ONLINE 2008-08-11T10:02:18.106213+00:00
[\[http://www.zeit.de/online/2008/33/lernen-ueben-fallen\]](http://www.zeit.de/online/2008/33/lernen-ueben-fallen)

Lernen

Von Reinhard Kahl

Lob des Übens

Üben gilt zumeist als gestrig, als das Gegenteil von Entdeckerlust und Selbstverwirklichung. Aber das ist ein Zerrbild. Eine Sommermeditation in drei Teilen

I. Fallen

Ein Lob des Übens ausgerechnet im Sommer, während die meisten Schüler noch große Ferien haben und auch Erwachsene im Urlaub endlich mal nichts tun müssen? Gerade jetzt! Man schaue sich nur Kinder an, wie sie am Strand oder an Pfützen Wasser schöpfen und gießen. Scheinbar machen sie ständig das Gleiche. Schöpfen und gießen. Oder man werfe einen Blick auf die Sommercamps, die nun Jahr für Jahr zahlreicher werden. In kurzer Zeit erzielen Kinder und Jugendliche dort unglaubliche Leistungen und zum Schluss gibt es Tränen. Sie wollen nicht mehr weg und immer weiter so lernen, Theater spielen und zusammen sein. Im Trainingszentrum des FC Bayern von Jürgen Klinsmann soll mehr geübt werden und mehr Freude aufkommen, damit es endlich auch in der Champions League klappt.

Bei der uralten Spielkunst der Kinder, in den neuen Sommercamps und bei Klinsmanns *Empowerment*-Fußball kann man entdecken, was intelligentes, lustvolles und durchaus auch anstrengendes Üben vermag. Es hat wenig mit der Zwangsumschulung des Linkshänders zum Rechtshänder oder mit dem Einbläuen von Flötentönen gemein. Aber genau diese Qual ist für viele noch der Inbegriff von Üben: alles nur Drill und Unfreiheit. Demzufolge wurde dann das Kind wieder mal mit dem Bade ausgeschüttet und aufs Üben ganz verzichtet. Aber der Abstand zwischen einengendem Überzwang und herausfordernder Übelust ist so groß wie der zwischen dem Exerzieren auf dem Kasernenhof und den Exerzitien in einem Zen-Kloster.

Gehen wir heute erst mal zu den kleinen Kindern.

Ein Baby zieht sich am Stuhl hoch und fällt hin. Es zieht sich am Hosenbein des Vaters hoch und wieder fällt es. Auch die ersten selbstständigen Schritte enden auf dem Boden. Das Laufen beginnt mit dem Fallen und so geht das monatelang. Erwachsene hätten längst aufgegeben. Aber das Kind macht weiter.

Am Lerngenie der Kinder kann man viel begreifen. Mit ihrer angeborenen Lust am Neuen nehmen sie sich etwas vor. Ihre ebenfalls angeborene Lust, zum Ziel zu gelangen, treibt sie, bis die Sache mit größter Leichtigkeit und wie automatisch gelingt. Die Erfolge dieses Lernens lassen sich gar nicht aufhalten. Irgendwann kann jeder laufen. Das Laufen selbst ist ja eine schöne Metapher auf unser Thema. Physiologisch gesehen ist es aufgefangenes Fallen, und dieser Wechsel von Stabilität

in Instabilität bleibt ein Leben lang. Beim Laufenlernen macht jeder seinen Grundkurs im Üben. Wir lernen von Fall zu Fall und wir lernen uns im Fallen zu fangen.

Viel komplexer, aber ähnlich strukturiert lernen wir sprechen. Auch hier geht erst mal nichts ohne Fehler. Mit Fehlversuchen wird die Welt aus Lauten und Bedeutungen erkundet. Langsam werden Wörter und Grammatik aus dieser fürs Kind noch ungeordneten Ordnung von Lauten, Rhythmen und Gesten modelliert. Wörter werden ja nicht aus einer Datenbank mit Exceltabellen ins Gehirn exportiert.

Wer lernen will, muss immer schon etwas können. Die Reformpädagogik hatte hier die richtige Intuition: "Man kann nur etwas lernen, von dem man schon etwas weiß", sagte Maria Montessori. Die Hirnforschung bestätigt diesen Zusammenhang heute auf ihre Weise. "Unser Gehirn kommt mit einem ungeheuren Schatz an Vorwissen auf die Welt", argumentiert Wolf Singer, Direktor am Max-Planck-Institut für Hirnforschung, und fährt fort: "Dieses in der Architektur des Gehirns angelegte, von der Evolution mitgegebene Wissen wird während der Lebenszeit ergänzt und genutzt, um die Welt wahrzunehmen. Wahrnehmen ist, so gesehen, das Bestätigen vorformulierter Hypothesen."

Hirnforscher wie Singer, aber auch Kognitionspsychologen und vom Konstruktivismus beeinflusste Pädagogen rücken das Lernen schon bei Säuglingen in die Nähe des Forschens. Das tönt gewiss manchmal überhöht. Aber es gibt eine ähnliche Struktur bei Forschern und Lernenden. Zwischen neuen Wahrnehmungen und bisherigem Wissen kommen Differenzen auf. Das führt zu Unsicherheit. Es entstehen Fragen. Die Neugier treibt weiter. Hypothesen werden gebildet und ihnen gemäß wird experimentiert. Im Labor oder in der Feldforschung der Forscher werden Versuchsreihen definiert, Kinder machen es ähnlich, allerdings wollen sie niemals nur etwas wissen, sie wollen etwas können. Sie wollen ihre Kompetenz steigern.

Kompetenz kann nicht wie Wissenshäppchen übernommen werden. Andere und sich selbst beobachtend versuchen Kinder sich dem Ziel anzuverwandeln. Sie ahmen nach. Sie probieren eine Sache tausendmal und häufiger, denn Kopieren ist nicht möglich. Dabei entsteht, was Konrad Lorenz "Funktionslust" nannte. Und weil die übend Lernenden das Neue immer in ihre bereits vorhandenen Wahrnehmungs- und Kompetenzarchitekturen einpassen müssen, ist die Nachahmung immer auch ein Selbstversuch. Dieses Üben verwandelt und stärkt die Person. Entwürdigendes Üben, das manch einem noch in Erinnerung ist, hat das Selbst nicht gestärkt, sondern geschwächt, denn es sollte möglichst gleich alles richtig gemacht werden. Mit der Zeit zum Üben wurde geizt. Der Anspruch auf Perfektion erzeugt Versagen.

Vielleicht zum Schluss eine Übung: Man stelle sich vor, Kinder würden Laufen und Sprechen so lernen wie in der Schule. Erst die Regeln und Theorie. Alles im Sitzen. Dann Anwendungen. Schließlich sechs Wochen ins Praktikum. Ach nein, würden viele Lehrer sagen, keine sechs Wochen Praktikum, wir müssen doch mit dem Stoff vorankommen, lieber nur vierzehn Tage. Wer könnte danach laufen oder sprechen?

ZEIT ONLINE